

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.

No. 39. Seitdem mer die edspensiese Koble ins Haus hen, den ich schon mehr Trudel gehabt, als wie in e Kautheit geht. Hen Sie schon emol mit Doit Feuer mache könne? Ich kann's nit; amover das is alles, was der Phillip gelehrt hot. Die Kobs hen ja en ganze Weis Kindingwuit gemacht, amover was dait mich das for gut? Wisse Se, ich hen früber immer Morgens das Breadfest gefischt, amover das den ich mich jetzt ganz abgewöhnt. Ich hen den Phillip gefragt, er sollt als emol Morgens zu das Breadfest tende un er hot's mich auch geprammit; enihau gehen ich nit mehr aus den Bett Morgens, bis mer differente Koble hen. Der Phillip is den erliche Morgen auch ganz schön aus den Bett un hot an die Kehinich exam tumort. Ich hen gehört, wie er sich Kindingwuit herbeigeschleppt hot un dann hot er e halbes Dugend Mäisches gestrode un dann hen ich gehört, wie er e paar mol geschwoore hot un dann sich wider eingeschloffe. Wie lang sell genome hot, kann ich nit sage, amover uff emol sin ich uffgeweet bei en ferschliche Rabau. Die Kobs sin in den Haus erumkumme un hen nach mich gehohlet un ich sin so geschlecht gewese, daß ich mit en Saß aus den Bett gawese sin un aufstei war. Die Kobs hen arige Rumpus gereist, bitahs das Breadfest war noch nit gefischt un es twar noch e ferschliche Käit in den Haus. Die Kitchsen hot gekunt wie en Vidpena, der ganze Flohr hot voll Rohbdost gelege un die Kehinich war e Seit. Ich hat greine töhne, wie ich das alles gefehen hen un ich hen gehört, daß ich zwei Stunde zu duhn wäit, bis ich die Noß wider forgeschafft un alles wider gestreubt hätt. Den Phillip hen ich nit gefehnt un wie ich uff emol an e Weesweiler geokent hen, do hen ich zu den Johanne gesagt, er sollt emol schnell hinauf gehe un nach hen Pa guede. Schüß Ding hot der Phillip dort gehobt un hot mich Wort geschidit, wann's Breadfest rettig war, dann sollt ich for ihn schide. Ich hen mei Weind uffgemacht gehabt, daß ich kein Breadfest mehr mache wöit, amover was hen ich denn duhn töhne? Die Kobs hen doch in die Schul gemitt un se sin hungarit gewese un ich hen emol so e aules Herz un e Sefelgebud un do hen ich mich also dran gemacht, das Feuer zu starte. Die Kobs hen mich Kindingwuit herbeischleppe misse un en ganze Weis Behper un das hen ich gefischt. Sell hot off Rohrs gebrennt wie alles; dann hen ich e wenig von den Rohlbeder druff gebad un do hot das Feuer gekt, als wann's ausgehn wöit. For das zu priente, hen ich e Kalt Rohleil druff gepokt un dann hot's wider gedreant. Jetzt hen ich en ganze Weis voll Rohle druff gebad un hen gekent, sell werd jetzt abtrecht sein. Ich hen mein Wasserfetel uffgestelt un sin dran gange, das Haus abjuddite. Sell hotto ebaut e halbe Stund genome, do hen ich so en sonnige Schwell in das Haus genohst, daß es mich fast den Wind eweg genome hot. Bei Halle, hen ich gedenk, was is dann nor do die Mütter? Es hot nit lang genome, do is das ganze Haus voll Schmoht gesehe un ich hen schnell aufstei laufte misse, bitahs ich hen gekent, es war e Feuer do. Die Weesweilerin is gleich gelause komme un hot das Feuerdepartement ekrähre wolle, do hen ich amover gesagt, mer wöitte ericht emol e wenig investigehte, was dann ennihau brenne deht, merbie mer fömte es mit e paar Weis Wasser edstintwisch. Do sin mer dann wider in das Haus gange un do hen ich genohst, daß der Schmoht aus die Kitchsen komme is. So schnell wie der Blitz sin ich in die Kitchsen getonnt un das nächste Ding war, das ich von den Schmoht invertefome sin worde un gefehnt hen. Die Weesweilerin, wo gleich hinnta mich war, hot auch gefehnt. Nor mit die gedöbe Misch hen mer uns wider uffgerappelt un ich hen die Winbdöns uffgemacht, for daß der Schmoht enaus getonnt hot. Den Wes is es e wenig besser genome un ich hen e Tschekns gehabt, emol zu investigehte, was dann ennihau der Kaß von all den Trobble war. Die Koble hen noch grad so in den Stoß gelege wie ich se enei geschült hen, amover unner die Koble do hot's gebrennt. Ich hen die Koble mit den Rohler e wenig eweggepökht un do hen ich dann die ganze Bescheerung gefenne. Hot doch der Phillip, das alte Kamel, wie er das Feuer nit hot starte könne, en ganze Weis Stoff, mei Kitchneppen, e Treimpe von den Bennie, den Johanne sei alte Polklapp un en Dishrad in den Ofse geschimffe, for das Feuer in Gang zu bringe. Der Stoff hot off Rohrs Feuer gefanne un das war jor der Schmoht gefahrt hot. Ich hen jor der Rohrs auch nit espediet, daß der Phillip so e Kindsöch is un hen in meiner Unschuld den ganze Of mit Röhle uffgepelt gehabt. O, ich kann Röhle sage, es gehört ewdes dazu, so en Hoßband zu stende, mitaus teehig



zu gehn. Ich hen mich dann bei die Weesweilerin en Weis voll Rohle gesehe un hen e neues Feuer gefahrt, so doch mer Breadfest hen hamwe töhne. Dann is auch der Phillip komme un hot gesagt, mit die Kehinich wüit ewdes die Mütter sein, bitahs das Feuer hat gar nit starte gewöit. "Honn", hen ich gesagt, "ewes so wenig wie mer mit Doit von die Strill Feuer mache kann, so kann mer auch kein Rohlebsst dorfor juchse." Wisse Se, was er gesagt het? Ich war e undankbare Frau un ich sollt froh sein, daß ich die Koble hätt, manche arme Familie deht die gehä Fingerisch nach so en Piep Koble lese un ennihau hätte se Geld genug gefischt. Doderower hen ich ja off Pohrs nit streite töhne. Amover ich wüit jehmol liver gan mitaus Rohle, als daß ich so en Stoff hen. Ich muß emol ausfinne, ob ich nit en Part von unfern Supplee an die Weesweilerin worke kann; die guet ja doch immer for Baragens aus. Mit beste Regards Yours
Lizzie Hanstengel.

Das Raib als Rächer.

Die Geschichte ist wahr, so versichert wenigstens das Leipzig. Tadh, in dem wir lesen: In der Rue de la Folie-Reaumont in Paris wohnt ein Buchhändler Groscolas, der von seinen Nachbarn schon seit längerer Zeit in unehrlicher Weise gekümmert wurde. Ueber seinem Kopfe hingebantel ein junges Mädchen den sieben langen Tag ein Clavier, und unter ihm übten zwei Herren gemeinsam ein Concert für Flöte und Piano ein. Groscolas beschloß, sich zu rächen, und seine Rache war fürchterlich. Er kaufte ein Raib, was eigentlich schon eine Kuh war, richte ihm in seinem Speisezimmer eine Wohnung ein, und Mitternachts, wenn Thier und Menschen schliefen, begann Groscolas sein ausgewachsenes Raib zu „dressiren“, indem er es mit einer spitzen Stange „legelte“. Wie dem klaglichen Geschick des Raibes erging, waren selbst die Stalten der Clavierpieler und die Jammertöne des Pianistens ein Örenschmaus. Die Miether des Hauses wollten sich natürlich diese nächtliche Thierrenur in einer höherschriftlichen Wohnung nicht gefallen lassen und pilgerten in Corpore zur Polizei, um eine Collectivklage zu erheben. Damit war dem Raibe das Todesurtheil gesprochen! Die Polizei zeigte jedoch Verhängnis für den Humor der Situation: Groscolas erhielt zwar einen Strafbescheid, aber nicht wegen nächtlicher Aufregung, sondern weil er „an einem für solche Zwecke nicht geeigneten Ort Viehzucht getrieben hätte!“

Friedenspreis für Schlichtschuhe.

Ein Theil des Nobel-Preises ist zum Ankauf von Schlichtschuhen verwendet worden. Die Tribune de Geneve berichtet, daß unlängst Herr Gobat, Director des öffentlichen Unterrichts im Canton Bern und glücklicher Besitzer des Friedenspreises der Nobel-Stiftung, aus der Stadt E. einen Brief erhielt, der folgenden Inhalt hatte: „Herrn Gobat, Schlichtschuher in Bern. Ich möchte gern Schlichtschuhe haben. Mein Vater ist Holzwerker. Er hatte mir Schlichtschuhe versprochen, aber der Weisandmann hat ihn nicht: Geld genug geschickt und er konnte mir keine Schlichtschuhe kaufen. Ich habe in einer Zeitung gelesen, daß Sie einen Preis von 100,000 Franken gewonnen haben. Da dachte ich mir, daß Sie mir vielleicht Schlichtschuhe kaufen könnten, damit ich auf dem Gise Schlichtschuh laufen kann; in der Schule ist man sehr zufrieden mit mir.“ Ihr dankbarer Schüler X. Y.“ Herr Gobat opferte sofort einen Theil des Nobel-Preises und kaufte die Schlichtschuhe, die bereits bei X. eingetroffen sind.

Damen-Schuh.

Natürlich haben auch die Schuhe in der Damenbeleidigung alle Extreme der Mode mitgemacht, von den dünnsten Patentlederüberschuhen mit ben ausgeprochenen französischen Absätzen angefangen bis zu den Schuhen mit schmal hervorstoßender Sohle und endlich den plumpen „Commonsense“-Schuhen nach Männerart. Vor ihren französischen Vorgängerinnen hatten diese allerdings die Bequemlichkeit des Tragens voraus. Aber die Mode hielt nicht Stand. Sie machte der „Damen Fashion“ Platz. Und jetzt werden wir bald in dem Oxford Schuh eine Rückkehr zur französischen Mode erleben, nur mit dem Unterschied, daß die Absätze, welche schon früher, als sie zwei Zoll groß waren, eine sehr bedeutliche Höhe erreichten, letztere noch um einen Viertel = Zoll übertrauen sollen. Wie man sich, ohne Balletstänzerin zu sein, in solchen Schuhen balanciren kann, das bleibt unseren Damen überlassen.

Vor hundert Jahren.

Die Times von 1803 scheint nicht allzu galant gegen die Damen Londons gewesen zu sein, denn sie bemerkt hoshakt: „Dem unglücklichen Ausländer ist es doch nicht gegückt, auch nur eine einzige Schülnerin zu erhalten. Er wollte die Damen Londons lehren, die Sprache des Hauses zu reden. Hätte er sich angeboten, sie zu lehren, den Mund zu halten — die Hälfte der Gemährner würden ihn sofort für ihre Haus engagirt und die Dienstboten ihn angebetet haben.“

Eine Enthüllung.

Stizze von Albert Mal den.

Ein Bericht seines Nachbatters hatte den jungen Papierfabrikanten auf das neuartige Notizbuch aufmerksam gemacht, und theils aus Neugierde, theils aus Bedürfnis nahm er sich vor, sich ein solches Büchlein anzuschaffen. Er wollte sehen, ob es wirklich halte, was die etwas reklamehafte Zeitungsnachricht versprochen. Nach derselben richtete er sich an den Buchhändler und das neue Notizbuch die Mühe ersparen, im ausgelebten Zustand durchzulesen zu werden, um wichtige Notizen daraus zu übertragen. Es bestand nämlich der Schuber in zwei Bänden aus zwei Büchlein. Das eine war fest in den Lederband geheftet und konnte in zwei an der Innenseite des Vorderdeckels angebrachte höhle Ecken so einseitig werden, daß es gleichzeitig mit dem Deckel zu eins verwandelt und laum gewährt wurde. Dieses Büchlein sollte bloß zur Aufnahme jener Notizen dienen, die von dem lebenden Betheibe waren. Das zweite Büchlein, das für alldäglich sich ergebende Anmerkungen bestimmt war, fügte sich dem Einbande nur lose an und konnte stets durch ein neues ersetzt werden.

Schon einen Tag darauf, nachdem der Fabrikant von dem neuen Notizbuch gelesen hatte, war ein solches in seinem Besitze, und er hielt es seitdem unausgeseht im Gebrauch. Eines Nachmittags verlag er es in seinem Arbeitszimmer. Seine junge Frau sah es auf dem Schreibtische liegen. Neugierig begann sie darin zu blättern. Die geschäftlichen Notizen, die sie fand, konnten ihr kein Interesse abgeben, und schon wollte sie das elegante Büchlein wieder auf den Tisch legen, da fiel ihr die außerordentliche Dede des Vorderdeckels auf. Nun bemerkte sie auch die Ecken, in welchen das zweite, fast verborgene Büchlein einseitig war, und daß hatte sie dieses geöffnet. Auf der ersten Seite fand sie die Datumsangaben ihres Geburts- und Namensages, dann die Namen ihrer beiden Kinder, den Todesstag ihres Schwiegervaters und ähnliche Familiennotizen. Die zweite Seite enthielt Nummern von Wertpapieren. Darauf folgte eine Reihe von Geschäftsadressen. Plötzlich, wie ihr Auge nach einer artheren Zahl leerer Blätter abermals den kleinen Schrifteisen bezaunete, stand ihr Bild.

„Bine!“ las sie, und daneben die Angabe eines Geburts- und Namensages. „Bine!“ Was machte das sein! Sie dachte nach. Aber sie vermochte Niemanden aus dem Kreise der Familienangehörigen und näheren Freunde zu finden, auf den der offenbar abgetürlte Name paßte.

Da lenkte sie eine andere Frage von ihrem Sinne ab. Warum war der Name überhaupt abgetürlt? Weshalb befand sich die Notiz abgeseondert von den anderen auf den letzten Seiten des Büchleins? Wieder warf sie einen Blick auf das Notizbuch. Abermals traf sie den abgetürlten Namen und wieder und wieder — bald über einer Nummernreihe von Wertpapieren, bald neben der Angabe einer Geldbindung, einer Roffesse oder neben räthselhaften Notizungen.

Plötzlich legte sich eine faßle Bläße über ihr Gesicht und ein Schrei entrang sich ihren Lippen. Mit flüchtigen Zeichen als sonst war da eine Zeile bingeworfen: „Lohnsdort für Blancas Spatschuh: Jupiter.“

Abends ging sie dem Manne, als derselbe heimkehrte, nicht wie sonst entgegen. Kaum, daß sie seinem Grusse dankte. Er sah sie sekremend an, und was er in ihrem Gesichte las, machte ihn befürtigt. Er trat auf sie zu. „Anes, was hast du?“ Sie wich vor ihm zurück. „Was ich habe? — Ich weiß alles,“ entgegnete sie finster. „Blanca! Kennst du den Namen?“ Er wechselte die Farbe und starrte sie wortlos an. Da hielt sie ihm das Notizbuch hin. „Alles weiß ich, alles! Da, dies Büchlein verräth dich und noch mehr hant es dein Gesicht.“

Da warf sie jornia den Kopf zurück. „Genna, Heinrich! Es muß ein Ende haben! Entweder ich oder diese Blanca!“

Und als ob mit diesem letzten Worte ihre ganze Kraft gebroden wäre, ließ sie sich stöhnend und schlügend auf das Sopha fallen und barg den Kopf in die Hände.

Aus dem Gesichte des Mannes sprach deutlich der Kampf, der in seinem Innern tobte. Er war einen Blick auf das Desporträit seines Vaters, das neben dem seiner Mutter hing, dann rücherte er sich der Sopha und mit einer Stimme, durch die es von innerer Erregung leicht zitterte, sagte er: „Nun denn, wenn es so ist, sollst du es wissen. Es ist das Geheimniß meines Vaters. Er wird mir verzeihen, wenn ich es lüfte. Er kann nicht wollen, daß mein häßlicher Frieden geföhrt werde. Wessen du mich in deinem Herzen in Verdacht hieltest — mein Vater, ich es sich einst zu schulden kommen. Blanca ist — meine natürliche Schwester.“

Mit einem Rud hob die junge Frau den Kopf empor. Ihr thränenüberströmtes Auge starrte den Mann erschrocken an, dann aber hob ein Gefühl der Erleichterung ihre Brust. „Heinrich!“ rief sie, und ein Gemisch der verschiedensten Empfindungen klang aus dem Munde. „Er lieh sich neben ihr auf dem Sopha nieder. „Höre mich gedulbig an! Kurz vor seinem Tode vertraute mir mein Vater das Geheimniß an. Blanca's Mutter war eine Klavierlehrerin. Auf ihrem Sterbette beschwor sie meinen Vater, für das Mädchen, für sein Kind zu sorgen, und er lieh sich später, da er selbst kein Ende beikannnen fühlte, ein Gleiches von mir geloben. Ich habe Blanca, die bei einer Tante wohnt, ihre Studien forsetzen lassen, habe ihr vor kurzem einen Posten in einem Bantinsstitut verschafft, und, wie da aus dem Notizbuche ersehen hast, ein wenig auch ihre Zukunft zu sichern versucht. So bin ich meinem Gelöbnisse nachgefommen. Ich habe auch das Versprechen gehalten, das ich meinem Vater gegeben: sein Geheimniß zu hüten — wenigstens bis heute, und ich hoffe ...“

Gistmord Virtuosen.

Im Morgenlicht der Geschichte Verbrecher in der Rnaiffancezeit. Moderne Gistmischer.

Auf der letzten Londoner Akademieausstellung hing eine brillante gemalte Renaissanceendote. Cesar Borgia sich zurücklehnte, die Arme mit den nervösen Fingerfingern vorgestreckt, an einem Tisch, worauf die Reste eines Mahlens ein verlockendes Stillleben bilden. Die Diener haben sich zurückgezogen und Cesar ist allein mit seinem einzigen Gaste. Diefem ist der Kopf vornüber auf die Tischplatte gesunken. Ein triumphales Reklamas hat er dabei ungeworfen, und rother Wein rinnt wie heißes Herzbüt verlegend über das weiße Tafelstül. Der Gastgeber aber blickt mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Verendenden, der den ihm trendrigen Gistbeeder ahnungslos gelehrt hat. Nichts von dem brutalen Triumphgefühl eines Bühnenschauers malt sich in seinen Augen. Es blickt aus ihnen vielmehr eine raffinierte Violettorenintelligenz, die nicht ohne wissenschaftliches Interesse die Zudungen ihres Opfers verfolgt. Nichts zeigt deutlicher die schredliche Verollkommnungsfähigkeit des Satansischen in der Menschengebrut als ein Blick in die Gistmordchronik. Sie bereichert und komplizirt sich mit der fortschreitenden „Befitlung“. In der antiken Kriminalgeschichte spielt Gist nur eine sehr untergeordnete, in der modernen eine sehr hervorragende Rolle. Eben jetzt beschäftigt die Behörden des Londoner Stadtbiziets Southwark die umfassende Voruntersuchung gegen einen Mann, der in wenigen Jahren drei junge Weiber vergiftet hat. Und das ist dort binnen ziemlich kurzer Zeit der zweite solche Fall.

die ersten Geschöpfe, die aus mitternächtigen Kraut losbringende Tränke brauen. Auch im Morgenlicht der Geschichte stehen Weiber als die ersten Gistmischer da, so Sorgia und Cornelia, hochhabliche Damen der römischen Vorgeit. Zeitgenossinnen Alexander des Großen.

Sogar die Erhebung aus dem Dilettantismus zu einem Beruf verbanft die Gistmischer dem zarteren Geschlecht. Die erste gewerbsmäßige Gistmischerin lieh Locusta. Sie half erst der Kaiserin Arippina ihren trostlichen Gemach Claudius, dann dem Kaiser Nero seiner edlen Stiefbruder Britannicus aus der Welt schaffen. Bei alledem fanden solche Gestalten ziemlich vereinzelt. Das Gistmordverfahren blieb ein Nothbehelf im Kampf um Dasein, in der Jagd nach Erfolg und Gewinn. Die Alten waren zu unvorsichtig und zu plump, um es gehörig auszubilden und in aröhem Stile anzuwenden. Das geschah erst mit dem Erwachen und der Bethätigung neuer geistlichen Geistes im Zeitalter der Renaissance.

Die beginnende Naturforschung enthielte mit den heilbringeenden auch die bödlichen Kräfte der Pflanzen und Mineralien. Dem Sinn für Sittenverfeinerung aber leuchteten die ästhetischen, der praktischen Intelligenz die sonstigen Vortheile unblutigen Beilehessenschaften von Nebenbüchern und Wiederwarer, ohne weiteres ein. Diese Methode war nicht bloß jagenden appetitlicher, sondern auch ungefährlicher als die mit Dolch oder Pulver und Blei. Der moderne Mensch scheut unnützes Risiko. So kam es, daß mit dem Guten in ihm die Beste sich um die Wette entfaltete. In denselben Jahrhunderten, wo Petrarca und Ariost, Donatello und Rafael, Tizian und Michelangelo mit dem Scheitel die Steine berührten, öffneten sich die dunkelsten Abgründe der Menschennatur. Neben den öffentlichen Kunstschulen jener schönheitsstuntenen Tage bestanden in Venedig und Florenz geheime Akademien, wo die Gistmischer theoretisch als Wissenschaft, praktisch als freie Kunst gelehrt wurde. Amateure konnten bald nicht mehr konkurrieren.

Wie heutzutage Geschäftshäuser und Unternehmer ihre Preiserechnisse verwenden, so versicherte im Jahre 1543, demselben wo Michelangelo sein Preisbild des „Jüngsten Gerichts“ in der Sirtinischen Kapelle vollendete, Johann von Ragusa an die italienischen Regierungen einen tarifirten Katalog, woran er feiter Tage die Vergiftung der wichtigeren getronnten Häupter bestellt werden konnte. Die Preise waren durchaus „zivil“. Am löstspieligsten war der Sultan: „500 Dukaten netto, einschließl. Reisepesen“. Der König von Spanien war mit der Hälfte veranschlagt, simple Herzöge und Markgrafen schon für ein Spottgeld feil. Einen lumpigen Baron oder Ritter bekam man unter Umständen als Zugabe. In einer Anmerkung besagte dieses für die Psychologie des Uebermenschenums sehrreiche Dokument, daß hohe Reiselosten bei enferntem Erfüllungsorte die Preise erhöhen, bei Maffenorbers jedoch Rabatt bewilligt werde. Jeder besser Situirte konnte somit die Vergiftung des halben oder ganzen damaligen Hofkalenders bei Johann von Ragusa in Entzerrife geben, ohne sich dadurch der Verschwendung schuldig zu machen.

Selbst das aber beleuchtete nur eine Seite des Phänomens — nicht die abschredende, nicht die spezifisch moderne. Diese bestand vielmehr darin, daß der Gistmord als Selbstzweck wurde. Man brachte den Mitmenschen nicht mehr um, um ihn zu berauben oder weis er in einem Wege war, nicht aus entarteter Liebe oder aus rachsüchtigen Haß, nein, bloß um sich an seiner Agonie zu weiden. Das war endlich „mal was anderes“. Die Qual des einen ward die Lust des anderen. Wir haben es darin noch weiter gebracht, wenigstens, moderner Art entsprechend, auf dem Papier.

Soldem Raffinement der Tuscherei war der vierstörtigere nordische Menschenschlag nicht sogleich zugänglich. Zwar wurden mit den olympischen auch die infernalischen Erregensschaften der italienischen Renaissance nach England übernommen. War der Vater der englischen Literatur, Geoffroy Chaucer, der Freund Petrarcas und Geistesverwandte Boccaccios, so handhabte der Graf von Leicester, der Günstling der großen Elisabeth, den Gistbeeder mit derselben Unbefangenheit und halbblütigen Sicherheit bei irgend ein Borgia oder Malatesta. Aber er verfolgte doch in jedem einzelnen Falle einen sachlichen Zweck.

besaftetes Individuum stand vor gewuß sein Jahren in der Person des Amerikaner Neill Cream vor den Geschworenen des Londoner Central-riminalgerichtes. Er hatte binnen sechs Monaten nachweislich vier junge Mädchen um Strohpinien vergiftet. Sorgfältig hatte er sich die Tageszeiten der Verabfolgung der einzelnen Dosen jedesmal notiert, daneben die von ihm madagenommenen Wirkungen vermerkt. Trotzdem kam nach seiner hülftigen Passion nur durch Zufall auf die Spur, da er vorsichtig genug war, seine Opfer stets nur unter den verlorenen Geschöpfen zu wählen, die den Abkbaum der Gasse bilden und bei denen es Arzi und Leichenschaukommission nicht so genau nehmen. In seinem Besitze fand sich eine Gistmenge, die zur Tödtung der gesammten Bevölkerung einer mittleren Provinzialstadt ausgereicht haben wöitde. Alles spricht dafür, daß die vier Morde, für die er ergenkt wurde, nur einen kleinen Theil der thatsächlich von ihm begangenen bilben.

Gegen einen Geistesverwandten dieses Gistmordensmörders schwebt jetzt hier die öffentliche kriminalgerichtliche Voruntersuchung. Durch eine seltsame Jüngung trägt sein letztes Opfer denselben Namen wie das letzte der armen Weisen, die Neill Cream auf dem Geisseffen hatte. Der Angekludigte und, wenn nicht alle Zeichen trügen, Schuldige, heißt George Chapman und ist sechsunddreißig Jahre alt. Er betrieb in Southwark eine Gastwirthschaft und lebte in wilder Ehe mit einem hübschen, kaum dem Kindesalter entwachsenen Mädchen namens Maud Marsh. Im vergangenen Herbst hing seine Geliebte an zu fränkeln. Chapman, der sie allen Bekannten gegenüber für seine Frau ausgab, spielte den ärztlichen Gemährner, pflegte die Kranke Tag und Nacht selbst und machte insbesondere alle Speisen und Getränke eigenhändig für sie zurecht. Dank dieser aufopfernden Fürsorge starb das Mädchen im November.

Ein unübersehlicher Drang, mit der Gefahr zu spielen, derische Drang, der im „Rastorntrom“ den noch unentdeckten Mörder an den Thatori zurücktreibt, muß Chapman veranlaßt haben, sich zur Ausstellunge eines Todenscheins an denselben Arzi zu wenden, den er vor noch nicht anderthalb Jahren zu dem nämlichen Zweck ziliert hatte. Dieser entlann sich, im Frühjah 1901 an die Leiche der damaligen Mrs. Chapman gerufen worden zu sein und Darmersuchung als Todesursache beischeinigt zu haben. Er fügte vor der Rechllichkeit des abermaligen Todesfalles in derselben Familie und veranlaßte eine Section des Leichnams, die ergab, daß das Mädchen mit Antimon vergiftet worden sein mußte. Jetzt war der Stein im Rollen. Die Leiche der ersten Mrs. Chapman, einer Kaffnerin namens Bessie Taylor, wurde exhumiert. Obwohl sie dreinache achtzehn Monate im Grab gelegen hatte, war sie fast unversehrt: eine enorme Quantität Antimon im Organismus hatte mumifizirende gewirkt. Ganz die gleichen Symptome zeigte die alsbald ebenfalls ausgegrabene Leiche einer Mrs. Sarah Spint, die, wie später Bessie Taylor und Maud Marsh, schon 1897 von Chapman zu Tode gepflegt worden war.

Do die schwarze Kette seiner Gistmorde damit erschöpft ist, steht noch keineswegs fest. Ihr weiter nachzuspielen, wird man jedoch wohl unterlassen, da er schließlich nur einmal gehen werden kann und die bisher ans Licht gebrachten Glieder mehr als ausreichend, ihm den verdienten Strick zu drehen! Sehr bemerkenswerth ist jedenfalls, daß wiederum eine fortlaufende Reihe von Gistmorden nur durch einen Zufall aufgedeckt worden ist. Ein anderer Arzi hätte den Tod der Maud Marsh höchstwahrscheinlich unverbächtig gefunden, und Chapman hätte dann bis auf weiteres unbehelligt weiter morben können. Der Vorwurf, den noch Dumas' famofoer Graf von Monte Christo gegen die Kinder des Nordens erhob, sei verblühen nichts von Gistmischerie, fien zu ungeschickt in der Beschaffung wie in der Applizierung bödlicher Tränke, erscheint also neuerdings auch Engländern gegenüber ungetrich, die sich nicht, wie der Graf von Leicester, der Vorkeile einer bevorzugten Lebensstellung erfreuen.

Schulsumor.

Dorflecher: „Hier sind zwei Eier; wenn ich nun noch zwei dazulege, wieviel sind es dann Michel?“

Michel (heftig auf, lacht piffig und sagt): „Sie können ja doch keine Eier legen, Herr Lehrer.“

Büchlicheit über Alles.

Bater (in der Unüberständigkeit zum Besuch seines Sohnes): „Ich will nicht hoffen, daß Arthur etwa unpündlich ist.“

Logiswirth: „O nein, er läßt keinen Erken vorübergehen, ohne mit die Miethe schuldig zu bleiben.“

Eine Versicherungs-Gesellschaft, die auch eine Begräbnißkaffe unterhält, gleib, um die Vortheile einer solchen Planung zu machen, in ihrem Prospekt bekannt: Eine solche Kaffe ist eine außerordentliche Wohlthats-Einrichtung, da es doch sehr viele Leute gibt, die sich nicht selbst beerdigen können. Ein mit dieser perverben Lebensschaf: